Michael Patscheider (Wien)

WIE FUNKTIONIERT *ZWÎVELLOP?*

Überlegungen zur Pragmatik des Meißnerlobs in der Kaiserbegrüßung (L. 11,30) Walthers von der Vogelweide

Was tut jemand, der einen anderen, welcher ganz offensichtlich kein Engel ist, mit einem solchen vergleicht, noch dazu vor Publikum? Soll der eben nicht engelsgleiche Adressat provoziert werden, nachdenklich gestimmt, vielleicht erheitert oder getröstet werden? Ist der, der solch einen unpassenden Vergleich vorbringt, naiv oder bloß ungeschickt, vielleicht gar hinterhältig – oder bringt er ungewollt womöglich gar die Engel in Misskredit? Viele der angeführten Möglichkeiten sind als Lösungsvorschläge für den rätselhaften Handlungsaspekt des Meißnerlobes bereits vorgebracht worden, und dass sie so mannigfaltig ausfallen konnten, liegt in der Natur der Sprechakte *Lob* beziehungsweise *schmeichelhafter Vergleich* begründet.

Denn welche Handlung stellt ein Lob eigentlich dar? Eine wohlwollende Anerkennung, so möchte man meinen, die den Gelobten heraushebt. Dies impliziert jedoch die Thematisierung von drei Relationen: Zum einen des Verhältnisses zwischen dem Lobenden und dem Gelobten. Auf der Ebene individueller Kommunikation bedeutet dies: Ersterer spendet sprachliche Streicheleinheiten, beansprucht damit jedoch auch evaluative Kompetenz. In fixierten Hierarchien wird deshalb meist nur von oben nach unten gelobt, der Vorgang in die Gegenrichtung ist als Lobhudelei stigmatisiert. Innerhalb eines flexibleren Rahmens ist ein Lob auch ein Zug im Spiel um Kompetenzver- und Rollenzuteilung auf dem Feld der Verhältnisdefinition.[1] Andere Bedingungen gelten für das Herrscherlob, hier lobt der Sprecher nicht als Individuum, sondern vertritt ein Kollektiv, das mit Freuden den Gelobten aus seiner Mitte über sich stellt. Die zweite implizit thematisierte Relation ist die zwischen dem propositionellen Gehalt des Lobes und der Wirklichkeit – oder was man bis zu diesem Zeitpunkt dafür hielt. Ein Lob kann dem Renommee des Gelobten dienlich sein, genauso kann es ihm aber auch einen Bärendienst erweisen, ihn – bei Widerspruch des Behaupteten zum Offensichtlichen – zu Tode loben. Das Lob ist jedenfalls eine Zierde für den Lobenden, für den Gelobten jedoch unter Umständen eine risikobehaftete Last. Die dritte Relation schließlich ist die

[1] Zur auf dieser Achse anzusiedelnden Verwendung von ironischem Lob als Mittel zur Distanzverminderung zwischen Spruchdichter (Lobendem) und Gönner (Gelobtem) vgl. Theodor Nolte: Ironie in der Sangspruchdichtung Walthers von der Vogelweide. In: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft 30 (1998), S. 351–376.

zwischen dem Gelobten und der Masse, aus der er/sie herausgehoben wird, wobei diese als Publikum präsent oder nur als Kategorie impliziert sein kann. Das Lob definiert nun die Positionen der Beteiligten auf den Achsen dieser drei Relationen (Lobender-Gelobter, Proposition-Wirklichkeit, Gelobter-Kollektiv), kann jedoch auch dazu herausfordern, diese Setzungen in Frage zu stellen. Denn aufgrund der Involvierung derart vieler einschätzungsabhängiger Variablen bei der Definition der durchgeführten Handlung bietet das Lob fruchtbaren Boden für alle Phänomene, die aus der Polysemie menschlicher Kommunikation erwachsen: Vordergründig sind dies die Möglichkeiten des Scheiterns der intendierten Handlung (wenn es nicht gelingt, beim Rezipienten eine entsprechende Deutungsnorm zu aktivieren) sowie von Missverständnissen, wenn die Adressaten beziehungsweise das Publikum die Redekontexte als syntagmatische Umgebung eines alternativen Handlungsparadigmas deuten. Ist eine der angeführten drei Relationen unklar oder strittig, so kann die Antwort auf die Frage nach dem Handlungsaspekt des Lobes nur gleichermaßen einfach wie wenig tröstlich lauten: Das kommt ganz darauf an, und zwar hängt die vollzogene Handlung – neben den üblichen Parametern des kommunikativen Handlungszusammenhanges wie Redesituation, Verhältnis der Anwesenden, Gruppengröße, institutioneller Rahmen, innersprachliche Aspekte (was ist ein Engel?), Rollenmuster, Absichten etc. – primär vom perlokutiven Effekt ab, den das Lob erzielt. Im Falle mittelhochdeutscher Spruchdichtung befinden wir uns diesbezüglich in einer misslichen Situation, denn so sicher wie sich die Textsemantik von Aufführungs- und Ereignisliteratur erst aus der Performation, aus der Interaktion mit dem Publikum ergibt, so sicher bleibt uns die publikumsgebundene Seite der Aufführung, die erzielte Reaktion, unzugänglich. Die Frage nach dem Handlungsaspekt von Walthers Meißnerlob führt somit notwendigerweise weiter zu jener nach den bei Walthers Zeitgenossen vorhandenen Rezeptionsvoraussetzungen: Welche identifizierbaren Deutungsmuster gab es für unpassendes Lob, und welche Bedürfnisse, welche Erwartungen seitens des Publikums gab es im situativen Kontext der Erstaufführung, kurz: Welche Kommunikationsnormen[2] können

[2] Normen werden hier nicht als präskriptive Handlungsanweisungen, ob nun kodifiziert oder implizit, sondern als Durchführungsbedingungen für parallel bestehende Kommunikationsparadigmen verstanden. Diese breite Definition der Norm umschließt auch „elementare historische Verständnisweisen und Handlungsmuster“ (Bernd Thum: Literatur als politisches Handeln. Beispiele aus dem Umkreis der letzten Babenberger. In: Alfred Ebenbauer [Hg.]: Österreichische Literatur zur Zeit der Babenberger. Vorträge der Lilienfelder Tagung 1976. Wien 1977, S. 256–277, S. 256), die man früher versucht war gegen vermeintlich festere „Normen der traditionellen Rechts- und Verfassungsgeschichte“ (ebda) abzugrenzen. Mittlerweile hat sich der Blick der Rechtsgeschichte jedoch auch verstärkt der Rechtswirklichkeit zugewandt, welche nicht nur von expliziten, sondern auch von impliziten Normen und einer steten Ausverhandlung derselben geprägt ist. Zur Annäherung verschieden enger Normkonzepte aneinander in Richtung einer systemisch-dynamischen (und somit zwangsläufig „lockeren“) Auffassung in der Mediävistik vgl.: Doris Ruhe und Karl-Heinz Spieß (Hg.): Prozesse der Normbildung und Normveränderung im mittelalterlichen Europa. Stuttgart 2000.

wir ansetzen, die die Aufführung trugen? Ein Seitenblick auf die Normendiskussion der Soziologie zeigt, dass neben der ständigen Ausverhandlung und Modifizierung außerdem mit Normenpluralismus und nicht-normativem Verhalten zu rechnen ist, sodass das Fehlen eines konsistenten Theoriegebäudes normenorientierten menschlichen Verhaltens nicht verwundern darf, gelegentlich beklagt wird, die empirische Erforschung normativen Verhaltens jedoch in keiner Weise behindert.[3] Die historische Distanz zwingt zusätzlich zur Bescheidenheit, sodass im Folgenden keine umfassende Darstellung des mittelalterlichen Kommunikationsnormengeflechtes geboten wird, innerhalb dessen unpassende Vergleiche gedeutet werden konnten, sondern nur Streiflichter geworfen werden auf die Frage, welche Deutungsmöglichkeiten für potenziell aggressive Sprechhandlungen – denn eine solche ist ein übertriebenes, unpassendes Lob – in den situativen Kontexten eines offenen beziehungsweise eines abgeschlossenen Konfliktes bestanden.

Mit einem Nebeneinander mehrerer konkurrierender monosemierender Deutungen[4] ist nach obigen einführenden Ausführungen zu rechnen, doch aus der Flexibilität des Handlungscharakters eines Lobes erwächst auch die Möglichkeit, die Mehrdeutigkeit zu belassen, mit ihr zu kokettieren und zu spielen. In diesem Spannungsverhältnis zwischen Mono- und Polysemie steht das *zwîvellop* in zweifacher Hinsicht: Als Phänomen Waltherscher Lyrik wie auch als Terminus technicus der Walther-Forschung. Unklar ist bei der Etikettierung von möglicherweise ironischem Lob aus Walthers Munde als *zwîvellop,* ob dadurch in Anlehnung an Methoden der Ethnologie ein Erkenntnisgewinn auf dem Boden „einheimischer Taxonomie“[5] angestrebt wird, oder aber der hartnäckigen Resistenz derartiger Textstellen gegen eine Klärung von Aussagemodus, historischem Kontext und Rezeptionshintergrund, und somit dem offenen, zweifelhaften Status jeder veranschlagten Textsemantik Ausdruck verliehen wird. Der Begriff selbst gilt als Walthersche Prägung: *zwîvellob daz hœnet/ als underwîlent frouwe!/ wîp ist ein name, ders alle krœnet.*[6] (L. 49,9–11). Das Zitat legt die Bedeutung „zweifelhaftes, da möglicherweise unverdientes Lob“ nahe. Was Walther hier sagt ist vergleichsweise unmissverständlich, der Wortsinn ziemlich klar, nicht gleichermaßen eindeutig ist jedoch, was der Sprecher tut, denn an seiner Aufrichtigkeit darf gezweifelt werden. *‚Wîb‘ muoz iemer sîn*

[3] Vgl. Göran Therborn: Back to Norms! On the Scope and Dynamics of Norms and Normative Action. In: Current Sociology 50 (2002) S. 863–880.

[4] Angedacht wurde die Möglichkeit mehrerer aufführungskontextspezifischer Deutungen der Kaiserbegrüßung bereits von Ulrich Müller (Walthers Sangspruchdichtung. In: Horst Brunner, Gerhard Hahn, Ulrich Müller, Franz Viktor Spechtler: Walther von der Vogelweide. Epoche-Werk-Wirkung. München 1996, S. 135–191, S. 167).

[5] Vgl. Bernd Niles: Pragmatische Interpretationen zu den Spruchtönen Walthers von der Vogelweide. Ein Beitrag zur Kommunikationsorientierten Literaturwissenschaft. Göppingen 1979 (= GAG 274), S. 41 f.

[6] Alle Walther-Zitate nach: Walther von der Vogelweide. Werke. Gesamtausgabe. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Günther Schweikle. Band 1: Spruchlyrik. Stuttgart 1994 (= RUB 819), Band 2: Liedlyrik. Stuttgart 1998 (= RUB 820).

der wîbe hôhste name[7] (L. 48,38) kann auch ironisch gedeutet werden, als Extremposition mit Zitat- oder Rollenstatus. Das Lob der Frauen vor den Damen ist dann selbst *zwîvellob* im Sinne der bei Benecke-Müller-Zarncke angegebenen Bedeutung als „zweifelhaftes, zweideutiges lob"[8], wobei sich ersteres Attribut auf die Textzeile, zweiteres auf die Gesamtstrophe zu beziehen scheint. Dies lässt sich als Indiz dafür werten, dass „zwîvellob" in L. 49,9 auch eine selbstreferenzielle Bedeutungsfacette aufweist, die sich auf das Spiel mit den Begriffen *wîp* und *frouwe* bezieht. Im literarischen Kommunikationsbereich des Minnediskurses ist es durchaus denkbar, dass mit der Möglichkeit des „als ob" auch gespielt wird, es offen bleiben kann, ob eine (vielleicht über-) pointierte Aussage nur in spielerischer Ausschöpfung des Spektrums an Äußerungsmöglichkeiten zu einem bestimmten Thema vorgebracht wird. Für den Minnesänger und sein Publikum eröffnet sich dann ein pragmatischer *locus amoenus,* wo Polysemie sein darf, den Ausgangspunkt bietet für eine gesellige Handlung, aus der im beiderseitigen Einverständnis Vergnügen gezogen werden kann. Wahrscheinlich ist aber auch, dass Teile des Publikums das spielerische Schweben des Aussagemodus nicht schätzten, vom Dichter eine klare Meinung erwarteten, denn eine möglicherweise diesem Bedürfnis nach Klarheit entsprungene monosemierende Textvariante bietet die Niederrheinische Liederhandschrift n: *vrauwenlof dat honit./ wif is eyn name dat si alle cronit.*[9] Diese Fassung leistet eine Verkürzung des Spiels mit *wîp/vrouwe,* nicht nur wegen der Auslassung einer Textzeile.

Ebenfalls sehr ein-deutig begegnet *zwîvellop* als Terminus technicus der Walther-Forschung ausschließlich zur Bezeichnung von hyperbolem Lob, das als Dekonstruktion seiner selbst zu lesen ist und somit eine Form der Schelte oder Rüge darstellt. In den Verdacht solchen *zwîvelobes* geraten etwa die Thüringer Hofschelte (L. 20, 4), in der sich Tadel für den Hof mit dem Lob der Freigiebigkeit Landgraf Hermanns von Thüringen vermengt, oder der sogenannte Ludwigsdank

---

7 *‚Wîb' muoz iemer sîn der wîbe hôhste name*
und tiuret baz danne ‚frouwe', als ichz erkenne.
swâ der deheiniu sî, diu sich ir wîpheit schame,
diu merke disen sanc und kiese ouch denne.
under frouwen sint unwîp,
under wîben sint si tiure,
wîbes name und wîbes lîp,
diu sint beidiu vil gehiure.
swiez umbe alle frouwen var,
wîb sint alle frouwen gar.
zwîvellob daz hœnet
als underwîlent frouwe!
wîp ist ein name, ders alle krœnet.

8 Georg Friedrich Benecke/Wilhelm Müller/Friedrich Zarncke: Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Stuttgart 1990 (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854–1866) Bd. I, S. 1020.

9 Niederrheinische Lieder-Handschrift, UB Leipzig Rep. II, fol. 70a.

(L. 18,15).[10] Die (vielleicht nur scheinbar) lobende Hervorhebung Herzog Leopolds von Österreich in L. 84,14 und der (verdächtig?) überschwängliche Bognerdank (L. 80,35) lassen sich ebenfalls – unter anderem auch – als Verhöhnungen lesen. Spruchdichtung logiert nach geltender Auffassung nicht am erwähnten *locus amoenus,* sondern in der Wirklichkeit. Im Falle von Walthers Meißnerlob führt die Anwendung des dieser Auffassung zugrundeliegenden *zwîvellop*-Konzeptes jedoch zu keiner rundum zufriedenstellenden Interpretation, weshalb es sich lohnen mag, die „Wirklichkeit", in der der Primärvortrag anzusiedeln ist, ausgehend von den historischen Voraussetzungen und dem daraus rekonstruierbaren situativ gegebenen Deutungsspielraum näher zu betrachten:

Hêr keiser, ir sît willekomen, (L 11,30)
des küniges name ist iu benomen,
des schînet iuwer krône ob allen krônen.
iuwer hant ist kreftic, guotes vol,
ir wellet übel oder wol,
sô muget ir beidiu rechen unde lônen.
dar zuo sage ich iu mære:
die fürsten sint iu undertân
und habent mit zühten iuwer kunft erbeitet.
und ie der Mîssenære,
der ist iemer iuwer âne wân
von gote wurde ein engel ê verleitet.

Kaiser Otto IV., dem Walthers Worte gelten,[11] war, als er am 18. März 1212, dem Palmsonntag, Hoftag in Frankfurt hielt, bereits vom Papst gebannt (1210), sein Konkurrent Friedrich II. im September 1211 bereits in Nürnberg zum *futurus imperator* gewählt worden. Der gelobte Markgraf Dietrich IV. von Meißen ging am 20. März 1212 einen Bündnisvertrag mit Otto IV. gegen den Papst, gegen Landgraf Hermann von Thüringen und gegen König Ottokar von Böhmen ein. In diesem Vertrag verpflichtete sich Dietrich, Geiseln zu stellen. Nach Zeugnis der Chronik von Reinhardsbrunn und der Erfurter St Peters-Chronik hatte Dietrich von Meißen im Frühjahr 1211 mit Hermann von Thüringen, König Ottokar sowie den Erzbischöfen von Mainz und Magdeburg gegen Otto konspiriert, ebenso an der Wahl Friedrichs II. in Nürnberg im September 1211 teilgenommen. Im März 1212 könnte Dietrich von Walther von der Vogelweide gelobt worden sein, in Gegenwart von etwa 80 Fürsten

[10] Im Falle unklarer Kontextualisierung ironischer Stellen in Walthers Spruchdichtung ist anscheinend die „naheliegendste" Deutung jene als zynische Polemik. Stellvertretend für viele Interpretationen: „Ungeklärt bleibt letztlich auch der von (scheinbarer?) Ehrerbietung in beißende Ironie umschlagende Segenswunsch (ein weiteres Beispiel für Walthers Fähigkeit zum *zwîvellop),* der die Strophe evtl. in einen heute nicht mehr greifbaren Polemikzusammenhang stellt." (Schweikle 1994 [Anm. 6], Kommentar S. 360).

[11] Hinsichtlich des historischen Kontextes, in dem die Kaiserbegrüßung zu sehen ist, folge ich Eberhard Nellmann: Walthers unzeitgemäßer Kreuzzugsappell. Zur Funktion der *Her Keiser*-Strophen des Ottentons. In: ZfdPh 98 (1979), Sonderheft S. 22–60.

und Grafen.[12] Im Juli beteiligte der Markgraf sich dann an der Belagerung Hermanns von Thüringen in Weißensee, fungierte als Mittler. Möglicherweise hat Walther in dieser Zeit im Sinne des Meißners Kaiser Otto gegenüber zur Milde gegen Hermann von Thüringen geraten. Die Rollen des Meißners wie auch die Walthers in dieser Angelegenheit sind alles andere denn unumstritten, die in diese Zeit datierten Sprüche in Meißnerton lassen je nach Annahme der genauen historischen Situation und der Intentionen der Beteiligten widersprüchliche, jeweils in sich stimmige Deutungen zu, sodass sie umgekehrt nur wenig zur Erhellung der Konstellationen, auf die sie sich beziehen, beitragen können.[13] Nach dem Tod der Kaiserin Beatrix am 11. August 1212 wird die Belagerung wegen rapide sinkender Unterstützung bald abgebrochen. Für März 1212 stellt sich die Situation folgendermaßen dar: Dietrich von Meißen war gerade auf die Seite Kaiser Ottos gewechselt – seine bloße Anwesenheit in Frankfurt bezeugt dies, jedoch dürfte er als notorisches Fähnlein im Wind angesehen worden sein: Denn Engel müssen für gewöhnlich keine Geiseln stellen, um ihre Treue zu demonstrieren.

Die bisherigen Interpretation des Meißnerlobes zielen sämtlich in Richtung zweier einander diametral entgegengesetzter Deutungen: Entweder wurde das Lob als ironiefreie Versicherung der Treue gesehen oder aber als ironische Spitze gegen den Markgrafen. Beide Ansätze scheinen einander gegenseitig auszuschließen, sodass auch die Annahme einer mehrdeutigen, ein heterogenes Publikum befriedigenden Formulierung durch Walther wegfällt – es sei denn, man bescheinigte den jeweiligen Publikumsfraktionen völlige Blindheit gegenüber der jeweils alternativen Deutungsmöglichkeit. Beide Interpretationsansätz sind berechtigt, beide liegen auf der Monosemierungsseite des *zwîvellobes,* beide bieten jedoch keine rundum zufriedenstellende Deutung des Primärvortrages im März 1212. Die Annahme, Walther begrüße ernsthaft demütig den Kaiser und lobe ernsthaft beteuernd den Meißner, wurde früh und am emphatischsten von Burdach 1900 vertreten,[14] und zwar in Reaktion auf Wilmanns bereits zuvor geäußerte Skepsis. Noch ungeklärt war damals Dietrichs von Meißen Rolle in der Verschwörung gegen Otto IV., diese meinte man aus dem zugrundegelegten, nur vermuteten Wirklichkeitsbezug von Walthers Lob deduzieren zu können. Wilmanns meinte, das Lob Walthers für Die-

[12] U. a. Pfalzgraf Heinrich, die Herzöge von Bayern, Limurg und Brabant, der bayerische Pfalzgraf Rapoto, die Grafen von Ortenburg, Geldern, Jülich, Berg, Loos-Rieneck, Sain und Kessel. Geistliche Würdenträger waren kaum anwesend, möglicherweise Erzbischof Dietrich von Köln (Bernd Ulrich Hucker: Otto IV. Der wiederentdeckte Kaiser. Frankfurt/Main und Leipzig 2003, S. 286 f.).

[13] Eine optimistischere Auffassung hinsichtlich der Rekonstruierbarkeit der historischen Vorgänge im Sommer 1212 aus den Sprüchen des Meißnertons vertritt Thomas Bein (Politische Lyrik und Chronistik. Zur Rekonstruktion von Zeitgeschehen am Beispiel Walthers von der Vogelweide (L. 105,13). In: Christoph Cormeau (Hg.): Zeitgeschehen und seine Darstellung im Mittelalter. Bonn 1995, S. 118–135).

[14] Konrad Burdach: Walther von der Vogelweide. Philologische und historische Forschungen. Leipzig 1900, S. 68.

trich sei wohl kein Beweis für die Unschuld des Markgrafen, sondern „eher thut es das Gegenteil dar, und stellt wenigstens so viel außer Zweifel, daß ein Verdacht bestand“[15], Burdach war der Meinung, ein Walther von der Vogelweide lüge nicht. Die Frage der Lüge ist seit der Klärung des historischen Rahmens durch Nellmanns wegweisende Interpretation zwar vom Tisch: Dietrich von Meißen war gerade erst auf Ottos Seite gewechselt, als der Spruch im März 1212 auf dem Hoftag in Frankfurt vorgetragen wurde, von einer „deutlichen Schuld des Meißners“[16] darf ausgegangen werden. Im Meißnerlob Walthers von der Vogelweide finde Dietrichs von Meißen Vorsatz hinsichtlich künftiger Loyalität Ausdruck, das Lob spare die Periode, in der es der Markgraf an Unterstützung für Otto IV. habe fehlen lassen, aus – was, stützt man sich auf die zukünftige Bedeutung des *iemer,*[17] plausibel scheint. Die Fixierung auf die Wortsemantik verstellt jedoch den Blick auf die sich aus der situationsspezifischen Publikumserwartung ergebenden Textsemantik: Bei eisernem Festhalten an der Lokution fällt unter den Tisch, dass die Erwähnung von Dietrichs Treue deren Gegenteil in Erinnerung gerufen hat. Ein Aspekt der situationsbezogenen Performation von „Walthers bildkräftigem Treueversprechen für die Zukunft“[18] ist die Erinnerung an Dietrichs vergangene Untreue.[19] Der Engelsvergleich ist aus dieser Sicht in jedem Falle ambivalent, weil übertrieben und im Widerspruch zur bekannten Wirklichkeit. In der Rolle des ernsthaften Fürsprechers hätte Walther versagt, dem Meißner einen Bärendienst erwiesen, und man könnte den Spruch L. 11,30 getrost unter die Fälle „gescheiterter Repräsentation“[20] einreihen.

Wird im Zusammenhang mit der Engelhaftigkeit des Meißners jedoch mit dem Vorhandensein von Ironie gerechnet, dann stets unter der Annahme, dass diese eine Spitze gegen den Meißner dargestellt habe. Abgeleitet wird die Ironie dabei überraschenderweise nicht aus der Situation, in die das Lob fällt, sondern sie wird festgemacht an der bezweifelbaren Loyalität der Engel. Nach Meinung vieler Interpreten[21] würden hier Assoziationen zu den gefallenen Engeln wachgerufen, speziell

---

[15] Wilhelm Wilmanns: Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide. Bonn 1882, S. 109.

[16] Nellmann 1979 (Anm. 11), S. 39.

[17] Entsprechend dem „abhinc“ des Vertrages zwischen Otto IV. und Dietrich von Meißen vom 20. März 1212 (vgl. Nellmann 1979 [Anm. 11], S. 41).

[18] Ebda.

[19] Annette Georgi weist unter Berücksichtigung dieses Wahrnehmungseffektes ausdrücklich aufgrund der Meißner-Stelle dem Spruch L 11,30 in der postulierten dreistrophigen Lied-Fassung (L11,30; 12,6: *Hêr keiser, ich bin frônebote*; 12,18: *Hêr keiser, swenne ir tiutschen fride*) die Thematisierung der Vergangenheit zu, die beiden folgenden Strophen behandeln die Zeitstufen Gegenwart und Zukunft. (Annette Georgi: Das lateinische und deutsche Preisgedicht des Mittelalters in der Nachfolge des genus demonstrativum. Berlin 1969, S. 148.)

[20] Rüdiger Brand: das ain groß gelächter ward. Wenn Repräsentation scheitert. Mit einem Exkurs zum Stellenwert literarischer Repräsentation. In: Hedda Ragotzky und Horst Wenzel (Hg.): Höfische Repräsentation. Das Zeremoniell und die Zeichen. Tübingen 1990, S. 303–331.

[21] Elmar Audretsch: Dichtung und propagandistisches Kalkül – Ein Hinweis zur politischen Lyrik Walthers von der Vogelweide. In: ABÄG 11 (1976), S. 113–122; David A. Wells: Imperial Sanctity

vor dem Hintergrund der Rezeption des 9. Buches des *Parzivâl.*[22] Elmar Audretsch, der, Haidacher[23] folgend, Dietrich von Meißen im März 1212 nicht schon wieder, sondern noch immer auf der Seite Ottos IV. sieht, entdeckt in der letzten Zeile der Kaiserbegrüßung zwar ein „außerordentliches ironisches Spiel Walthers“[24], das er jedoch als eine referentielle Anomalie, als eine geschickte Denunziation des Meißners identifiziert.[25] Diese Deutung wurde zurückgewiesen mit dem Hinweis, dass Engel zwar wohl abfallen könnten, jedoch für gewöhnlich Muster an Treue seien, Walther habe „kein *zwîvellob* beabsichtigt“[26]. Jedenfalls muss man sich wenigstens zu dem Zugeständnis durchringen, dass vor dem Hintergrund der prinzipiellen Möglichkeit engelischer Untreue auch die Treue Dietrichs von Meißen kontroversiell diskutierbar war. Aufgrund dessen hat die Diskreditierungstheorie immer wieder Anhänger gefunden: Wells konstatiert gar als Grundtenor der gesamten Sprüche im Ottenton eine Ambiguität, die Walthers Skepsis gegenüber Otto IV. und auch Dietrich von Meißen zum Ausdruck bringt.[27] Wernfried Hofmeister[28] hat zuletzt ebenfalls den Ottenton dahingehend gedeutet, dass es sich um ein Preislied im Auftrag Hermanns von Thüringen handle, mit der Intention, neben der Bezeugung der eigenen Ergebenheit den Meißner zu desavouieren und zur Allianz mit der Fürstenoppositon zu drängen. Nun steht außer Zweifel, dass ein unverdientes, ironisches Lob eine Schelte darstellen kann,[29] derartige Interpretationen befinden sich in guter mittelalterlicher Gesellschaft:

Man mac nimmer schelten baz
danne lobent vaste daz,
daz niht lobelîch enist,
wan so machet man ze der vrist,
daz die liute sprechent gar:
‚geselle, dîn lop ist niht wâr,‘
und werdent scheltent mêre

---

and Political Reality: Bible, Liturgy, and the Ambivalence of Symbol in Walther von der Vogelweide's Songs under Otto IV. In: Speculum 53 (1978), S. 479–510; Müller 1996 (Anm. 4), S. 165; Wernfried Hofmeister: Das ‚Sprichwort‘ als Mittel der Agitation in der politischen Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide. In: Thomas Bein (Hg.): Walther von der Vogelweide. Beiträge zu Produktion, Edition und Rezeption. Frankfurt/Main 2002 (= Walther-Studien 1) S. 57–91.

[22] Siegfried Gutenbrunner: Walther-Konjekturen. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 198 (1962), S. 89–94, S. 93.

[23] Anton Haidacher: Walther-Miszellen. In: ZfdPh 81 (1962) S. 322–327.

[24] Audretsch 1976 (Anm. 21), S. 117.

[25] Dietrichs Treue wird mit der der Engel Gott gegenüber verglichen. Engel fallen nicht ab. Doch halt, hier liegt eine referentielle Anomalie vor: Engel können doch von Gott abfallen. Also kann auch Dietrich von Otto abfallen (vgl. Audretsch 1976 [Anm. 21], S. 117).

[26] Nellmann 1979 (Anm. 11), S. 42 Fußnote 93a.

[27] Wells 1978 (Anm. 21), S. 494.

[28] Anm. 21.

[29] Vgl. Ulrich Müller: Untersuchungen zur politischen Lyrik des deutschen Mittelalters. Göppingen 1974 (= GAG 55/56), S. 468 f. zum ironischen Lob als Form der Schelte.

alle den einen: so ist der herre
niht wol geêret zuo der vrist,
swenn lop mit lüge gemischet ist.[30]

Lob gemischt mit Unwahrem ist Schelte, diese Deutungsnorm ist für Walthers Zeit belegt, und zwar entspringt sie der rhetorischen Tradition, die Ironie vornehmlich in Form der *simulatio* kennt: Man gibt vor, der Gegenseite Recht zu geben, nur um ihre Argumentation umso besser lächerlich machen zu können.[31] Speziell vorgebliches Lob eignet sich hierzu vortrefflich: Der vermeintlich bestärkte Gegner sieht sich schlussendlich zu Tode gelobt. Infolgedessen kann man auch modernen Interpreten schwer das Recht auf diese Deutung absprechen. Anhänger der Diskreditierungstheorie – wonach Walther im Auftrag Landgraf Hermanns von Thüringen den Markgrafen Dietrich von Meißen auf raffinierte Art und Weise bei Otto IV. anzuschwärzen versucht habe – bleiben jedoch einige Antworten schuldig: hinsichtlich Walthers Lizenz, hinsichtlich der Naivität Ottos und hinsichtlich der Logik herrscherlicher Repräsentation. Vor dem Hintergrund der derzeit rekonstruierbaren Regeln mittelalterlichen politischen Lebens ist nicht anzunehmen, dass Walther Überzeugungsarbeit leistete – Konflikte wurden im Vorfeld eines Hoftages gelöst, oder der Betroffene erschien gar nicht. Umgekehrt kann man annehmen, dass „Anwesenheit mit politischer Unterstützung gleichzusetzen“[32] ist. Auch gehörte es zu den Arbeitsbedigungen eines deutschen Kaisers oder Königs, dass Verbündete gelegentlich abtrünnig wurden – umgekehrt war es durchaus möglich, sich mit ehemaligen Feinden zu verbünden. Nun war Dietrich von Meißen sicherlich kein Engel, man muss davon ausgehen, dass im situativen Kontext der Primärperformation der Textpassage eine ironische Note anhaftete, aber den Meißner anzuschwärzen war gar nicht möglich – das war er schon, ohne dass dies notwendigerweise ein Problem dargestellt haben muss.

Der sicherste Ausweg aus diesem Dilemma scheint zu sein, dass man doch wieder zu der Annahme zurückkehrt, Walther hebe Dietrich von Meißen ironiefrei[33]

---

[30] Thomasin von Zirklaere: Der Wälsche Gast, vv. 3617–3626 (Der Wälsche Gast des Thomasin von Zirclaria. Herausgegeben von Heinrich Rückert. Mit einer Einleitung und einem Register von Friedrich Neumann. Deutsche Neudrucke Berlin 1965 [= Nachdruck der Ausgabe Quedlinburg und Leipzig 1852]).

[31] Zur rhetorischen Deutungstradition von *zwîvellop* als *simulatio,* als Verspottung durch vorgebliches Lob vgl. Nolte 1998 (Anm. 1), S. 353 f.

[32] Gerd Althoff: Ungeschriebene Gesetze. Wie funktioniert Herrschaft ohne schriftlich fixierte Normen? In: ders.: Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Friede und Fehde. Darmstadt 1997, S. 282–304, hier S. 296.

[33] Auch Niles (Anm. 5, S. 229) geht für L. 11,30 von der indirekten Illokution „Verteidigung der Fürsten“, folglich von dem Modifikator „einfach, z. T. allegorisch“ aus, davon also, dass die Ernsthaftigkeitsbedingung erfüllt ist. Die ebenfalls in seinem Modifikatorenschema enthaltenen Möglichkeiten „scherzhaft“, „rituell“ oder bloß „metaphorisch“ (ebda, S. 57) lässt er ungenützt, auch sieht er den Engelsvergleich nicht als hyperbol, dafür sehr wohl den auch völlig harmlos (etwa Schweikle 1994 [Anm. 6], S. 420) deutbaren Drei-Fürsten-Preis L. 34,34 (vgl. Niles S. 77).

„in seiner Treue zum Kaiser“[34] hervor, durch den Engelsvergleich werde eine poetische Verklärung des Frontwechsels geleistet,[35] oder gar eine „religiöse Überhöhung“ mit Vorbildfunktion für die übrige Fürstenversammlung.[36] Bezeichnend Thomas Beins Formulierung zum Preis des Meißners: „Diese Aussage muß man ja nicht ironisch-polemisch verstehen“[37]. Dem ist zuzustimmen, jedoch hinzuzufügen: Man muss auch eine ironische Äußerung nicht notwendigerweise als polemisch deuten. Fasst man Ironie generell als eine Form der „Andersrede“[38], so ist nur festgelegt „nicht wörtlich“, in welcher Art jedoch „anders“, dies bedarf wie bei allen Formen der Allegorie der interpretativen Deutung. Dass Ironie, speziell ironisches Lob mehr sein kann als zynische Schelte, etwa auch „Verblüffen, Erfreuen, Belustigen, Überzeugen oder Ermutigen“[39] ist ein Idee, die langsam auch in der Walther-Forschung in den Bereich des Vorstellbaren dringt, jedoch noch nicht in eine Deutung des Meißnerlobes eingeflossen ist. Die möglichen Richtungen der Deutung von Ironie hängen von den situationsspezifisch beim Publikum vorhandenen Erwartungen ab, und für das Ritual eines Hoftages inklusive Friedensschlusses lassen sich deren zwei postulieren: die Erwartungen von demonstrativem Konsens und von demonstrativer Freude. In diesem Kontext sind auch die Papststrophen des Ottentons (L. 11,6; 11,18; 12,30) hinsichtlich ihrer politsch-pragmatischen Funktion zu positionieren: Nichts verbindet so wie gemeinsam über Dritte herzuziehen, nichts erheitert so sehr wie die Gegenpartei durch die Fassung der *simulatio* „in einen geradezu kabarettistischen Sketch“[40] lächerlich zu machen. Gibt es nun eine identifizierbare Kommunikationsnorm, die eine Deutung des Meißnerlobes, eines potenziell aggressiven Sprechaktes, als Form des *schimpfes* in der „Sphäre von freud und hôchgemüete, der kollektiven Hochstimmung, die sich einzustellen hatte, wenn die spielerischen Normen der höfischen Gesellschaft erfüllt waren und man mit gegenseitiger Anerkennung rechnen konnte“[41] erlauben würde, und deren

---

[34] Theodor Nolte: Sänger des Reichs oder Lohndichter? Walther von der Vogelweide und die deutschen Könige. In: Poetica 24 (1992) S. 317–340, S. 325.

[35] Nellmann 1979 (Anm. 11), S. 42.

[36] Matthias Nix: Untersuchungen zur Funktion der politischen Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide. Göppingen 1993 (= GAG 592), S. 128.

[37] Bein 1995 (Anm. 13), S. 128.

[38] Hierzu und zur Subsumierung der Ironie unter allegorische Formen in antiken und mittelalterlichen Rhetoriken vgl. Henning Brinkmann: Ironische Sprachgestalt bei Walther von der Vogelweide. In: Eckehard Czucka, Thomas Althaus und Burkhard Spinnen (Hg.): Die in dem alten Haus der Sprache wohnen. Beiträge zum Sprachdenken in der Literaturgeschichte. Helmut Arntzen zum 60. Geburtstag. Münster 1991, S. 67–72.

[39] Nolte (1998 [Anm. 1], S. 356) umreißt derart das potenzielle Handlungsspektrum ironischer Sprechakte.

[40] Ebda, S. 362.

[41] Bernd Thum: Politik und soziales Handeln im Mittelalter. In Elementarformen dargestellt an der Chronistik und der Spruchdichtung des Ostalpenraumes im 13. und 14. Jahrhundert. Karlsruhe 1976, S. 185.

Anwendung in der speziellen primären Aufführungssituation möglich und sinnvoll war, auch vor dem Hintergrund der vorangegangenen Ereignisse, deren Erinnerung für das Publikum noch höchst präsent war?

Als Signal des Friedens, als Symbol der Freundschaft gegenüber Verwandten, Freunden und Getreuen bestand besonders beim gemeinsamen Mahl „sozusagen eine rituelle Verpflichtung zum Scherzen", dies vornehmlich nach erfolgtem Friedensschluss.[42] Doch hier weigern sich die historischen Quellen im engeren Sinne, unsere soziolinguistische Neugier zu befriedigen: Wir erfahren zwar: so wie Heinrich IV. beim Versöhnungsmahl mit Gregor VII. missmutig mit dem Fingernagel die Tischplatte zerkratze, das war nicht die situationsangemessene *hilaritas.*[43] Wir wissen auch von *ioci moderati*[44] zwischen Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. in dessen Privatgemächern, wie diese aussahen, erfahren wir nicht. Die für solche Fälle geltenden Kommunikationsnormen fallen wie so manches Andere auch „in den Bereich gelebter Selbstverständlichkeiten, die eigens zu dokumentieren im hohen Mittelalter selten Interesse und Anlaß bestand"[45]. Indirekt sind diese Normen erschließbar aus Missverständnissen und Parodien, denn beide setzen ja das Existieren einer gängigen Semiosis voraus, auf die Bezug genommen wird. Sehr wohl eine detailliertere Schilderung sind mittelalterlichen Chronisten beispielsweise jene Fälle wert, in denen der Scherz spektakulär misslingt. So berichtet Gregor von Tours, dass in der Merowingerzeit nach beendeter Fehde Sichar, ein Bürger Tours, seinen vormaligen Feind Chramnesid beim Versöhnungsmahl mit dem Scherz erheitern wollte, er (Chramnesid) müsse ihm (Sichar) doch dankbar für die erschlagenen Verwandten sein, denn schließlich sei er durch das Wergeld, das er als Wiedergutmachung erhalten habe, reich geworden.[46] Offensichtlich hatte sich Sichar hier im Ton vergriffen, denn Chramnesid spaltete ihm umgehend mit der Axt den Schädel. Der „Sinn für die Akzeptabilität des sprachlichen Produkts", laut Bourdieu ein „großes Rätsel der Soziolinguistik"[47], war wohl auch für

---

[42] Gerd Althoff: Zur Bedeutung symbolischer Kommunikation für das Verständnis des Mittelalters. In: Frühmittelalterliche Studien 31 (1997), S. 370–389, S. 379 f.

[43] vgl. Gerd Althoff: Demonstration und Inszenierung. Spielregeln der Kommunikation in mittelalterlicher Öffentlichkeit. In: Althoff 1997 (Anm. 32), S. 229–257.

[44] Althoff 1997 (Anm. 42), S. 380.

[45] Gerhard Hahn: Möglichkeiten und Grenzen der politischen Aussage in der Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide. In: Christoph Cormeau (Hg.): Deutsche Literatur im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven. Hugo Kuhn zum Gedenken. Stuttgart 1979, S. 338–355, S. 346 bezüglich publizistischer Vorgänge.

[46] *„Magnas mihi debes referre grates, o dulcissime frater, eoquod interfecerim parentes tuos, e quibus accepta composicione, aurum argentumque superabundat in domum tuam, et nudus nunc esses et egens, nisi haec te causa paululum robovassit."* (Gregorii episcopi Turonensis libri Historiarum X, Hg. Von Bruno Krusch/Wilhelm Levison, MGH SRM 1, Hannover [2] 1937–1951, Buch IX, cap. 19, S. 373; zitiert nach Althoff 1997 [Anm. 42], S. 381.)

[47] Pierre Bourdieu: „Was heißt sprechen" In: ders.: Soziologische Fragen. Frankfurt am Main 1993, S. 91–106, S. 94.

Sichar ein ebensolches. Wir jedoch können wohl mit Recht vermuten, dass die verfehlte Norm darin bestand, dass über die Scherze bei Versöhnungsessen alle Beteiligten lachen können mussten – andernfalls geriet der intendierte Scherz flugs in die Deutungsnorm als Provokation, was scheinbar gelegentlich der Fall war, denn das Phänomen war auch den Zeitgenossen Walthers vertraut: *bœs ernst kumt von bœsem schimphe:/ man sol schimphen daz ez glimphe/ (...) bœser schimph macht haz, zorn, nôt,/ zorn vîntschaft, vîntschaft tôt.*[48] Wie aber sah *guoter schimph* aus?

Gerne angeführt wird in diesem Fragekontext jene Stelle aus dem *Waltharius,* wo die gleichermaßen im Kampf Beschädigten (Waltharius fehlt der Schwertarm, Hagen ein Auge und mehrere Zähne) Frieden schließen und sich gegenseitig spöttisch necken.[49] Hagen rät Waltharius, sich den rechten Handschuh mit Watte auszustopfen und mit dieser Prothese die Unwissenden zu narren – aber wie wird er dann erklären, dass er das Schwert entgegen den Sitten auf der rechten Seite trägt und die Geliebte mit dem verkehrten, dem linken Arm umfängt?[50] Waltharius kontert, von nun an werde Hagen schielend seinen Dienern befehlen und die Krieger begrüßen, rät zu einer Breidiät.[51] Die Scherze fügen sich, ohne für böses Blut zu sorgen, in die gegenseitigen Freundschaftsversicherungen.[52] Althoff stellt zum *Waltharius* fest: „Das Scherzen (...) hatte Zeichencharakter: Es stellt die freundlich-freundschaftliche Gesinnung unter Beweis."[53] Die Spielregeln sähen den Scherz als vertrauensstiftendes Signal vor. Unter Berücksichtigung der möglichen Kontextualisierungen dieser literarischen Szene ist jedoch Skepsis geboten hinsichtlich der Hilfestellung, die der *Waltharius*-Beleg bei der Suche nach realen mittelalterlichen Kommunikationsnormen geben kann, denn eine zuverlässige Methode zur Entzerrung von Parodien, die das unbekannte Parodierte liefert (etwa durch Annahme des Gegenteils oder Abzug der hyperbolen Gestaltung), besitzen wir nicht. Darüber hinaus ist auch der Geltungsbereich der parodierten Norm fraglich: Diese kann sich auf Erscheinungen der Wirklichkeit beziehen, möglicherweise wird aber auch primär die Literaturgattung *Heldenlied* durch den Kakao gezogen. Oder aber hat das Scherzen vornehmlich eine textimmanent strukturierende Funktion? Dient das harmonisch-makabere Geplauder von Hagen und Waltharius dem Erzähler dazu, den rex Francorum Guntharius auszuschließen und – ihm fehlt ja ein Bein – ihn als Strafe für seine *avaritia* wortwörtlich links liegen zu lassen, nachdem ihm schon zu-

---

[48] *Der Wälsche Gast* vv. 661 f, 667 f.

[49] *„Inter pocula scurrili certamine ludunt"* (*Waltharius,* v. 1424, zitiert nach: Waltharius. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Gregor Vogt-Spira. Stuttgart 1994).

[50] *Waltharius* vv. 1425–1434.

[51] *Waltharius* vv. 1435–1442.

[52] *„His dictis pactum renovant iterato coactum"* (*Waltharius* v. 1443).

[53] Gerd Althoff: Spielen die Dichter mit den Spielregeln der Gesellschaft? In: Nigel F. Palmers und Hans-Jochen Schiewer (Hg.): Mittelalterliche Literatur und Kunst im Spannungsfeld von Hof und Kloster. Ergebnisse der Berliner Tagung 9.–11. Oktober 1997. Tübingen 1999, S. 53–71, S. 71.

vor von Waltharius aufgrund großsprecherischen, sonst aber wenig heldenhaften Verhaltens[54] der letzte Platz in der Trinkordnung zugewiesen worden war?[55] Die gleichen methodischen Vorbehalte sind auch bei der von Gregor von Tours mitgeteilten Anekdote berechtigt, denn analog zur „Unterhaltungsliteratur" gilt auch für Chronisten, dass sie sich hinsichtlich des Verhältnisses ihres Werkes zur Wirklichkeit nicht allein auf die Abbildungsfunktion beschränken.

Bestenfalls zeigt sich hier die Situationsabhängigkeit des Handlungscharakters von Formen sprachlicher Aggression: In einem offenem Konflikt stellen Beschimpfungen einen Eskalationsmechanismus dar, Beispiele dafür, dass sie in einem Konflikt Unversöhnlichkeit signalisieren, schwelende Konflikte wieder aufwärmen, bestehende eskalieren lassen, gibt es zuhauf,[56] von einem konventionellen Signalcharakter kann zumindest bei bestimmten ritualisierten Handlungsabläufen, etwa bei Herausforderungen, ausgegangen werden.[57] Nach begrabener Feindschaft jedoch können Beschimpfungen Scherze darstellen, ist derartiger *schimpf* als Signal der Freundschaft üblich, erwartbar zur Bekräftigung des geschlossenen Friedens. Damit sind jedoch nur Kategorien gewonnen, ihre Füllungen – was galt in welchem Äußerungskontext als akzeptabel (und Sichars Schicksal weist auf die Wichtigkeit dieser Frage hin) – gilt es erst zu gewinnen. Das Phänomen scherzhafter Aggression hat bisher unter den Bezeichnungen *Kosende Schelte* oder *Schimpfkosenamen* hauptsächlich das Interesse von Ethnologen und empirischen Soziolinguisten geweckt,[58] sodass man auf der Basis von deren Ergebnissen Vermutungen über die

---

[54] *„... Tunc pectore magno,/ Sed modica vi fraxineum hastile superbus/ Iecit Guntharius, ..."* (*Waltharius* vv. 1294–1296).

[55] *„Postremum volo Guntharius bibat, utpote segnis/ Inter magnanimum qui paruit arma virorum/ Et qui Martis opus tepide atque enerviter egit."* (*Waltharius* vv. 1413–1415)

[56] Zur Signalfunktion der Drohung im Rahmen der Konfliktführung siehe mit weiteren Beispielen Gerd Althoff: Konfliktverhalten und Rechtsbewußtsein. Die Welfen im 12. Jahrhundert. In: Althoff 1997 (Anm. 32) S. 57–84, hier bes. S. 65 ff. Gelegentlich fällt der Wortlaut der Invektiven dem Benennungshandeln der Chronisten zum Opfer, folglich bleibt offen, was man sich für gewöhnlich unter einer „responsio contumax ac minax" vorstellen durfte, die laut *Historia Welforum* Pfalzgraf Hugo von Tübingen den Welfen zukommen hatte lassen, ebenso verrät uns der Verfasser der *Vita Bernwardi,* Thangmar, nicht, welche wüsten Beschimpfungen die Gandersheimer Nonnen am 21. 12. 1000 dem Bischof von Hildesheim entgegenschleuderten („oblatas indignatione et incredibili furore proiciunt, saeva maledicta episcopo ingerunt"), laut Althoff ein öffentliches Zeichen der Unversöhnlichkeit (Gerd Althoff: Empörung, Tränen, Zerknirschung. Emotionen in der öffentlichen Kommunikation des Mittelalters. In: Althoff 1997 (Anm. 32), S. 258–281, mit weiteren Beispielen für öffentliche Beschimpfungen als konventionelles Zeichen der Ablehnung).

[57] Vgl. Marcel Bax: Rules for Ritual Challenges: A Speech Convention among Medieval Knights. In: Journal of Pragmatics 5 (1981), S. 423–444.

[58] Vgl. Thomson, Donald F.: The Joking Relationship and Organized Obscenity in North Queensland. In: American Anthropologist 37 (1935), S. 460–490; Dundes, Alan, Jerry W. Leach, and Bora Özkök: The Strategy of Turkish Boys' Dueling Rhymes. In: Gumperz, John J. and Dell Hymes: Directions in Sociolinguistics. NY 1972, S. 130–160; Labov, William: Rules for Ritual Insults. In: Language in the Inner City. Studies in the Black English Vernacular. Oxford 1977,

idealen Durchführungsbedingungen dieses Interaktionsparadigmas anstellen darf: Vor dem Hintergrund eines latenten oder ausgeräumten, jedenfalls aber vorstellbaren Konfliktes wird scherzhaft das bestehende aggressive Potenzial thematisiert: eine Handlung, die geteilte Intentionalität der Gesprächspartner voraussetzt und von einer Reihe sprachlicher (Intonation, Verwendung von Hyperbeln, Oxymora, Zitaten) wie auch außersprachlicher Signale (Gestik, Mimik, situativer Rahmen) begleitet wird. Die verbale Aggression wird so zum geselligen Spaß.[59] Die gemeinsame, freundschaftstiftende oder -bestärkende Handlung besteht in der willentlichen Missachtung der beleidigenden Wirkung einer Beschimpfung, man geht ein „metaphorisches Titulierungs-Einverständnis"[60] ein. Angeblich handelt es sich bei scherzhaften Beschimpfungen um eine Sprachuniversalie,[61] man könnte die dezidiert nicht ernste Aggression auch als eine „natürliche Sprache der Versöhnung" bezeichnen, dem spielerischen Umbiegen der Spitze wohnt ein Moment der Ikonizität inne. Der Haken am Häkeln ist seine Entgleisbarkeit, die freundschaftliche Ironie muss also entsprechend deutlich signalisiert werden, und als durchgängig effektivstes Signal des Scherz-Modus, des unernsten Spieles mit aggressivem Sprechen begegnet: die offensichtliche Unwahrheit des Behaupteten[62] – übrigens neben unpassenden, übertriebenen Vergleichen. Gibt es nun Derartiges – Walther von der Vogelweide vorerst ausgespart – in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters?

Ein fruchtbares Forschungsfeld für den Konfliktsoziologen bietet der *Parzivâl* Wolframs von Eschenbach.[63] Werfen wir einen kurzen Blick auf den Abschied zwischen Gachmuret und seinem älteren Bruder Galoes, diesem sagt jener:

ir wâret ritter und diep,
ir kundet dienen unde heln:
wan kunde ouch ich nu minne steln
ôwê wan hete ich iuwer kunst
und anderhalb die wâren gunst! (Parzivâl, vv. 8,22–26)

S. 297–353; Galtung, Johan: Institutionalisierte Konfliktlösungen. Ein theoretisches Paradigma. In: Bühl, Walter L. (Hg.): Konflikt und Konfliktstrategie. Ansätze zu einer soziologischen Konflikttheorie. München 1972, S. 113–177; Karl Sornig: Beschimpfungen. In: Grazer Linguistische Studien 1 (1975) S. 150–170.

[59] Hierin ergibt sich – neben der Schadenfreude – ein Berührungspunkt zwischen Maledicta und dem Lustig-Sein, der als Katalysator der semantischen Verschiebung von mhd. *schimpfen* (Spaß haben) zu nhd. *Schimpfen* (Schelten) gedient haben mag.

[60] Sornig 1975 (Anm. 58), S. 163 f.

[61] Vgl. Stephen Burgen: Bloody hell, verdammt noch mal! Eine europäische Schimpfkunde. München 1998, S. 30.

[62] Hierzu als Illustration my favourite dozen: „Iron is iron, and steel don't rust,/ But your momma got a pussy like a Greyhound Bus" (Labov 1977 [Anm. 58], S. 308).

[63] Im Folgenden zitiert nach: Wolfram von Eschenbach: Parzival. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung und Nachwort von Wolfgang Spiewok. Stuttgart 1981 (= RUB 3681 und 3682).

Die scherzhafte Titulierung des Bruders als Dieb (der Frauenherzen, wie sogleich eingelenkt wird) verweist auf das zugrundeliegende, um eine Besitzfrage kreisende Konfliktpotenzial: Nach französischem Erbrecht erhält Galoes alles, Gachmuret geht fast leer aus. Zur situativen Einbettung: Vorangegangen war die Bitte des versammelten Hofes an Galoes, Gachmuret nicht zu verstoßen, ebenso des Königs Zusage (vv. 6,7–7,10), sowie schließlich Gachmurets Erklärung, sein Glück in der Fremde versuchen zu wollen (vv. 8,8 ff). Das konfliktäre Potenzial kann als entschärft angesehen werden – ideale Durchführungsbedingungen also für das Sprachspiel *Kosende Schelte.* Dass es sich um ein solches handelt, zeigt die von Wolfram dankenswerterweise nicht unterschlagene perlokutive Wirkung in Form von Galoes' Antwort:

ôwê daz ich dich ie gesach,
sît du mit schimpflîchen siten
mîn ganzez herze hâst versniten,
unt tuost ob wir uns scheiden. (Parzivâl, vv. 8,28–9,1)

Die Korrespondenzen zwischen den beiden Äußerungen sind offensichtlich: vom *ôwê*-Echo über den gemeinsamen Klage-Gestus, die augenzwinkernde Ironie bis zum *schimpf*-Modus, der von Gachmuret und Galoes durchgeführt, von zweiterem auch explizit benannt wird: Hier wird signalisiert, dass zwei sich einig sind. In der Metapher *diep* klingt die Besitzfrage nochmals an, wobei im Umbiegen der Spitze, durch Gachmurets Verknüpfung der Aspekte Besitz und Minne, übergeleitet wird auf eine mögliche Lösung der ungleichen Besitzverteilung, auf den Erwerb von Besitz durch Heirat, sodass der Gesamthandlung eine doppelte kompensatorische Komponente innewohnt.

Es gab also um 1200 *Kosende Schelte* als literarisches Paradigma, eine entsprechende Deutungsnorm bei Walthers Publikum könnte man voraussetzen, jedoch ist das Meißnerlob keine Beschimpfung, nur ein potenziell aggressiver Akt. Dass derart verhaltene Unnettigkeiten aber auch Walthers Zeitgenossen als reale Erscheinungen höfischer Kommunikation unter dem Terminus *lurzheit* vertraut waren, lässt sich vermuten:

Ist ein herre arc und âne prîs,
sô sprichet man ‚herre, ir sît wîs,
daz ir iuwer guot behalten kunt.'
Sô ist sîn erge wîten kunt,
swenners selbe erkennet niht:
seht, wie in efft der bœsewiht.[64]

Das Hohelied derartiger *lurzheit* wird in einem Epos gesungen, welches hinsichtlich seiner Bedeutung für die höfische Sprachkultur bisher eher als Meilenstein im literarisch-höfischen Minnediskurs Aufmerksamkeit gefunden hat: in der

[64] *Der Wälsche Gast* (Anm. 30), vv. 14 235–40.

Eneit Heinrichs von Veldeke[65]. Hier werden direkte Beschimpfungen stigmatisiert, und zwar implizit episch durch die auf den Fuß folgende Strafe (Romulus, Tarcun und Kamille beschimpfen offen den Gegner, werden darauf umgehend getötet)[66] wie auch explizit durch Figurenkommentar.[67] „Wer schimpft ist der Verlierer, und ist er es noch nicht , so wird er es noch werden", so lautet der Tenor sprachlichen Wohlverhaltens, und dass demzufolge Mangel an sprachlicher Selbstbeherrschung in den Untergang führt, wird an den Figuren Amata und Turnus exemplifiziert. Dass offene Aggressivität in der *Eneit* als Kommunikationsparadigma der Verlierer dargestellt wird, ist leicht erklärbar: Schließlich sitzen alle in einem Boot, diese gesellschaftliche Situation verlangt dem Einzelnen eine gewisse Zurückhaltung ab, Teamwork im Interesse des gesamten Handlungssystems ist gefragt.[68] Bei Veldeke beherrscht Eneas in überragender Weise die höfische, verhaltene Form verbaler Aggression: keine offenen Beschimpfungen, sondern unterschwellige Beleidigungen im Gewande neutraler Äußerungen:

„man gesiget fliende niet,"
sprach Ênêas wider Turnûm.
„wil dû nû fromechlîchen tûn
unde belîben an den êren,
sô salt dû her wider kêren,
ob dû behalden wil daz lant."[69]

ruft Eneas Turnus zu, als dessen Schwert zerbrochen ist und er sich zur Flucht wendet. Der Form nach handelt es sich um eine sprichwörtliche Redewendung, als Rat-

---

[65] Im Folgenden zitiert nach: Heinrich von Veldeke: Eneasroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Stuttgart 1986 (= RUB 8303).

[66] Rômulûs beschimpft die Trojaner (vv. 7056 f.), wird von Ascânjûs mit einem Pfeil getötet, der Erzähler kommentiert: *alsô was im vergolden,/ daz her si hete bescholden* (vv. 7071 f.). Tarcûn lässt sich zu politisch unkorrekten Äußerungen gegen Kamille hinreißen (vv. 8970 ff.), wird umgehend von ihr getötet, jedoch beschimpft nun Kamille ihrerseits den toten Feind (vv. 9030–37), worauf auch sie stirbt (vv. 9116 f.). Die dreimalige Vorführung des Handlungsablaufes „Beschimpfung des Gegners – Tod" ist eine Erweiterung gegenüber der altfranzösischen Vorlage, im *Roman d'Eneas* wiederfährt solches zwar Romulus (vv. 5460 ff.) und Tarcons (vv. 7071 ff.), nicht jedoch Camilla.

[67] Latînus warnt Amata ausdrücklich vor den möglichen Folgen ihrer Invektiven: *ich will es wesen âne scholt,/ ob irs ein teil engeldet,/ daz ir einen helt scheldet,/ der is geboren von den goten,/ die daz allez hânt geboten.* (vv. 4322–26), Lavinia führt ihre Liebesqualen gar auf mangelnde sprachliche Selbstbeherrschung zurück: *wandich von in missesprach,/ daz hânt si an mir gerochen* (vv. 10 162 f.), ähnlich vv. 11 457–65 und vv. 11 510–13.

[68] Bei Vergil findet sich dies demonstriert am konträren Verhalten von Gyas und Menoetes bei der Bootsregatta anlässlich der Wettkämpfe zu Ehren Anchises': Gyas beschimpft seinen Steuermann, wirft ihn schließlich über Bord, verliert infolgedessen. Menoetes dagegen spornt seine Ruderer an, geht schließlich als moralischer Sieger aus dem Wettkampf hervor, denn Cloanthus gewinnt nur durch Bestechung der Götter. (Publius Vergilius Maro: *Aeneis.* Herausgegeben und übersetzt von Johannes Götte. Düsseldorf, Zürich [9] 1997, Buch V, vv. 113–285.)

[69] *Eneit* vv. 12 490–95.

schlag vorgebracht, gekleidet in ein Konditionalgefüge. All dies sind für gewöhnlich Signale der Depersonalisierung einer Äußerung oder gar des Wohlwollens des Sprechers, hier jedoch transportieren sie die Gesprächsfunktionen zynischer Spott und Provokation. Turnus setzt den Kampf mit einem Stein bewaffnet fort und unterliegt, Eneas' Sprache ist die des Siegers. Was hier begegnet, ist die höfische, verhaltene Form von verbaler Aggression, die sich keiner direkten Beschimpfungen bedient, sondern eine doppelbödige Handlung darstellt: Die neutrale oder sogar Wohlwollen signalisierende Form, die Primärhandlung der Äußerung, steht in Kontrast zur kompetitiven Gesprächsfunktion.[70] Das in der *Eneit* als akzeptabel dargestellte Paradigma sprachlicher Kompetitivität entspricht einem Schritt in Richtung einer verfeinerten, kultivierten Form von Auseinandersetzungen, bei der der Sprecher in seiner von keinem Affekt getrübten Souveränität verharren darf, sich hinter Euphemismen in Sicherheit bringt. Heutzutage ist solche unterschwellige Aggressivität angeblich vornehmlich in Politiker- und Wissenschafterdiskursen zu finden.[71]

Nachdem sich euphemistische Sprechakte jedoch abzunützen pflegen, ist die Aggression bald keine unterschwellige mehr, und die *lurzheit* kann ebenfalls in einer *Kosenden Schelte* Verwendung finden: und schon haben wir das gesuchte Kommunikationsspiel des scherzhaften Zu-Tode-Lobens. Dafür liefert Veldeke kein Beispiel, aber wieder wird man im *Parzivâl* fündig: ‚*ich wæn dir hât dîn süeziu wer/ betwungen beidenthalb diu her.*' (*Parzivâl* vv. 49, 25 f.), sagt Kaylet zu Gachmuret nach den Kämpfen vor Patelamunt. Gachmuret hatte, gerade erst angekommen, durch ritterliche Tat die Hand Belakanes gewonnen, den Kampf mit dem Verwandten Kaylet jedoch zu vermeiden gesucht. Die *süeziu wer* – ein offensichtliches Oxymoron – bezieht sich einerseits auf Gachmurets Erliegen gegenüber Belakanes Reizen, beinhaltet jedoch zugleich den Vorwurf der Feigheit, und als solchen fasst Gachmuret die Äußerung auch auf:

> *„du meinst durch daz ich dir entran.*
> *vaste riefe du mich an:*
> *Waz woltest du an mir ertwingen?"* (Parzivâl vv. 49, 27–29)

[70] Grundsätzlich kann jede sprachliche Handlungsform durch signalisierende Adaptationen zu einer Aggression werden. Im Rahmen des höfischen Zeremoniells bieten sich dazu besonders Formen der Höflichkeit an, wie etwa das betont höfliche Sich-Zurückziehen des Erzbischofs von Köln und seiner Getreuen von der kaiserlichen Tafel auf dem Mainzer Hoffest 1184, aus Protest gegen die Bevorzugung des Abtes von Fulda, der zur Linken Friedrichs I. sitzen durfte (vgl. Gerd Althoff: Wolfram von Eschenbach und die Spielregeln der mittelalterlichen Gesellschaft. In: Wolfram-Studien 16: Aspekte des Freisinger Kolloquiums 1998. Berlin 2000, S. 102–120, S. 110 f.).

[71] vgl. Reinhard Fiehler: Grenzfälle des Argumentierens. ‚Emotionalität statt Argumentation' oder ‚emotionales Argumentieren'? In: Barbara Sandig und Ulrich Püschel (Hg.): Stilistik. Band 3: Argumentationsstile. Hildesheim, New York 1993, S. 149–174, S. 163.

Die Situation wird aufgeklärt, Kaylet hatte Gachmurets Wappen nicht erkannt, deshalb den Kampf gesucht. Ein mögliches Konfliktpotential ist entschärft, denn Gachmuret hatte bereits versichert, dass Kaylets Gefangennahme aufgrund der Verwandtschaft ohne Konsequenzen bleiben werde.[72] Der Scherz mit der *süezen wer* ist in diesem Kontext als verbindender *schimph* möglich, durchaus auch in Form eines scherzhaft-hyperbolen Lobes inklusive unpassenden Vergleiches:

ich muoz des eime tiuvel jehen,
des vuore ich nimmer wirde vrô:
het er den prîs behalten sô
an vrävelen helden sô dîn lîp,
vür zucker gæzen in diu wîp. (Parzivâl vv. 50, 12–16)

Den *prîs* hatte Gachmuret ja – und diese Auffassung hatte Kaylet zuvor deutlich vertreten – nur mit Einschränkungen behalten, der Teufelsvergleich und speziell die abschließende Pointe, die auf des Teufels Glück bei den Frauen verweist (eine Parallele zu Gachmuret), verraten deutlich die aggressive Sprecherhaltung. Nichtsdestotrotz klingt die Szene in Harmonie aus, denn auf Gachmurets Antwort: ‚*dîn munt mir lobes zu vil vergiht.*' (*Parzivâl* v. 50, 17) lenkt Kaylet ein: ‚*nein, in kan gesmeichen niht:/ nim anderr mîner helfe war.*' (*Parzivâl* vv. 50, 18 f). Sowohl Kaylet als auch Gachmuret beherrschen unterschwellig kompetitive Sprechhandlungen, vermögen aber auch, die Spitzen der *lurzheiten* – Kaylets Kompensation für den nicht möglichen Kampf – in der Hochstimmung des Friedensschlusses scherzhaft umzubiegen. Diese Qualität höfischer Kommunikation, der gemeinsame Gebrauch ambiguer Sprechmodi, kommt bei Wolfram zum Tragen in einer Situation, die vom Konflikt zweier Normen geprägt ist: die der ritterlichen Bewährung im Kampf einerseits und der Verpflichtung zum Stillhalten im Interesse des größeren Handlungssystems andererseits. Beide Handlungsparadigmen, die derben scherzhaften Beschimpfungen wie auch das elegantere scherzhafte Zu-Tode-Loben setzen von allen Seiten freundschaftliches Augenzwinkern voraus, funktionieren nur in Friedenszeiten, beide Formen des Häkelns sind Kommunikationsspiele des „Schwamm-Drüber". Über die Existenz und die Verwendung der in der Literatur vorgeführten Kommunikationsparadigmen im mittelalterlichen Alltag könnte man nur spekulieren, doch im Meißnerlob liegt glücklicherweise ein Stück Literatur vor, dem auch ein Wirklichkeitsaspekt zuzusprechen ist. Wie funktioniert also das Meißnerlob?

72

got weiz, hêr Kaylet,
ob ich iu næme Dôlet
und iuwer lant ze Spâne,
durch den künec von Gascâne,
der iu dicke tuot mit zornes gir,
daz wære ein untriuwe an mir:
wan ir sît mîner muomen kint. (*Parzivâl* vv. 48, 7–13)

Bereits die antithetische Formulierung für Ottos gewonne Kaiserwürde als verlorenen Königsstatus sollte aufhorchen lassen: Hier handelt es sich um ein Spiel mit Erwartungen, das Walthers Publikum bekannt gewesen sein könnte, denn etwa wird in der Hofwechselstrophe (L. 19,29) in einer analogen, spiegelverkehrten Denkbewegung Unerfreuliches mittels erkennbarer Euphemismen dargestellt: *Dô Friderîch ûz Osterrîch alsô gewarp,/ daz er an der sêle genas und im der lîp erstarp.* Solche antithetischen Gedankenbewegungen sind bei Walther häufig, mögen beim Publikum als „normal", i. e. erwartbar gegolten haben. Die Verwendung einer solchen Konstruktion in der Kaiserbegrüßung erscheint als bescheidene, unspektakuläre aber originelle Formulierung, doch sie signalisiert dem Publikum: Mit dem Gegenteil ist stets zu rechnen. Wenn man Volker Mertens' Überlegungen zur Rollenhaftigkeit von Walthers Minnelyrik[73] auf die Kaiserbegrüßung überträgt, so lässt sich als Performanz-Ich der Minnesänger Walther mit seinem Habitus und seinen bekannten Denkbewegungen anführen, und dies beinhaltet auch die Lizenz zu unernsten, spielerischen Feindschaften.[74] Das Text-Ich, die Rolle, die Walther in der Kaiserbegrüßung einnimmt, ist die des Sprechers der Anwesenden Kaiser Otto gegenüber, genaugenommen bringt Walther die scherzhaften *lurzheiten* gegen Dietrich von Meißen im Namen des Publikums vor, und dies muss er auch, um die Durchführungsbedingungen für scherzhaftes Zu-Tode-Loben zu erfüllen, denn nur das Publikum, speziell das Hochadelige, verfügt über den Status, dem Meißner gegenüber eine Kosende Schelte vorzubringen. Die Lizenz des Performanz-Ich „Walther von der Vogelweide" reicht hierzu nicht aus, schließlich zeigen auch die Beispiele im *Waltharius* und im *Parzival* ausschließlich kommunikative Handlungsspiele unter Gleichgestellten. Das reale Publikum mag nun heterogen in seiner Einstellung dem Meißner gegenüber gewesen sein, aber – um auf das Metaphernangebot der *Eneit* zurückzukommen – auch sie saßen im selben Boot, sowohl politisch wie auch situativ.[75] Dem Publikum, welches hier als Text-Ich von Walther vereinnahmt wird, wird also ein Freundschaft bezeugender Akt in den Mund gelegt, unter Verwendung einer schwer entgleisbaren Struktur, denn im Gegensatz zu

---

[73] Volker Mertens: Autor, Text und Performanz. Überlegungen zu Liedern Walthers von der Vogelweide. In: ABÄG 43/44 (1995), S. 379–397.

[74] Dass die Auseinandersetzungen zwischen Minnesängern durchwegs scherzhaften Charakter gehabt haben können, ist bereits geraume Zeit vorstellbar (vgl. Manfred Günther Scholz: Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Literarische Beziehungen und persönliches Verhältnis. Diss. Tübingen 1966, S. 169), ebenso, dass auch die sogenannte Walther-Reinmar-Fehde nicht todernst zu sehen ist, sondern eine quasi unvermeidliche Erscheinung beim Zusammentreffen von Künstlern ist (vgl. Josef Weissensteiner: Walthers Parodistische Gedichte. Diss Graz 1985, S. 45).

[75] Vgl. hierzu Kurt Herbert Halbach: Vom Idealischen zum Realen 1200–1210. In: Werner Besch (Hg.): Studien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag. Berlin 1974, S. 68–87, speziell S. 75 f.: Ziel der Aufführung sei es, die Würde des gebannten Kaisers „in den Wirren und Intrigen des Tages zu behaupten". Die Anwesenden, speziell der Meißner müssten in der Handlung mitspielen.

scherzhaften Beschimpfungen, deren Reduktionsform eine deutliche verbale Aggression ist, wird scherzhaftes Zu-Tode-Loben schlimmstenfalls zurückgeführt auf ein hyperboles Lob – dass ironisch ja das Gegenteil gemeint sein kann, geht bereits wieder über einen interpretativen Zwischenschritt, der Affekt, eventuell die Entrüstung, ist in jedem Fall aufgeschoben. Wer nun über das Meißnerlob lacht, aus welchem Grunde auch immer, hat die Voraussetzungen (Freude und Einigkeit) bereits akzeptiert. Das Meißnerlob ist keine argumentative Persuasion, sondern eine Vereinnahmung mittels Scherz, eine raffinierte Taktik der Zustimmungsübertragung durch ein erheiterndes Kommunikationsspiel, eine Persuasionsstrategie, die auf dem Gebiet kommunikativer Handlungsspiele eine vergleichbare Struktur aufweist wie Baltzers Strategie der Zustimungsübertragung durch entzogene Prämisse[76] im Bereich logischer Argumentationsmuster.

Betrachtet man den Spruch L. 11,30 vor dem Hintergrund der Textualität kommunikativer Normen, so stellt er sich nun dar als ein Konglomerat aus Sprechakten, die jeweils verschiedenen Kommunikationsbereichen angehören: Der ritualisierte Bereich politischer Repräsentation liefert das *susceptaculum* und den Herrscherpreis, bietet Walther die Gelegenheit zu einem szenischen Entwurf, in dem er eine Rolle annehmen kann, die es ihm erlaubt, mit Minnesänger-Habitus aus dem literarischen Kommunikationsbereich ein Kommunikationsspiel mit dem Publikum zu führen, ein scherzhaftes Zu-Tode-Loben durchzuführen, von dem man annehmen kann, dass es konventionellen Rückhalt im inoffiziellen Bereich des politischen Lebens besaß, dort bereits als Zitat aus dem privaten Kommunikationsbereich existierte. Die Bezugnahme auf all diese Kommunikationsbereiche liefert Walther die zur Durchführung des *schimphes* nötige Autorität. Die Bedürfnisse des Publikums, die dadurch erfüllt werden, sind offensichtlich: Walthers Spruch erfüllt die Erwartungen von demonstrativer Freude und demonstrativer Einigkeit. Die gesellschaftliche Funktion des Spruchdichters ist im Rahmen eines derartigen Aufführungsmodus die eines intelligenten Unterhalters, er erheitert durch Imitation der Doppelbödigkeit höfischer Kommunikation, seine Performanz bietet allen Beteiligten aber zugleich auch eine gemeinsame Sprachform an, die sowohl der politischen Situation wie auch den ritualisierten Handlungsabläufen auf einem Hoftag gerecht wird.[77] Das Meißnerlob ist in seiner ironischen Struktur durchaus eine pointierte Darstellung der Situation, aber der Scherz ist Symbol für, zugleich Mittel zur Herstellung von Frieden, er erfüllt somit eine essenzielle Funktion im Kontext öffentlicher politischer Repräsentation.[78] Sowohl für Otto IV. wie auch für Dietrich

[76] Ulrich Baltzer: Strategien der Persuasion in den Sangsprüchen Walthers von der Vogelweide. In: ZfdA 120 (1991) S. 119–139, S. 125.

[77] Vgl. zum Dichter als „Katalysator, an dem sich ein sozialer Zustand kristalisieren und erkennbare und bewertbare Strukturen gewinnen konnte.“ Thum 1977 (Anm. 2), S. 265.

[78] Hiermit seien die drei Fragen beantwortet, die Gerhard Hahn (Anm. 45, S. 342) hinsichtlich der Lizenz des Fahrenden zur politischen Äußerung stellt: Die nach der Art von Autorität, mit der

von Meißen trifft sich das Meißnerlob als Einigkeit herstellenderer geselliger *schimph* mit den Erfordernissen der Situation, beide mögen von dem Spruch zunächst, im Rahmen des Primärvortrags, profitiert haben.[79] Für Dietrich von Meißen leistet der Spruch eine Integration in das übrige adlige Publikum, der Scherz stellt ein Schwamm-Drüber über eventuell bestehende Animositäten dar, und selbst wenn die Reaktion heterogen war – was anzunehmen ist – kann sich der Markgraf damit trösten, dass seine Treue zum Kaiser *offenbâre* proklamiert wurde. Dies unwidersprochen tun zu können, ist vor dem Hintergrund der Bedeutung öffentlicher Kundmachung[80] in jedem Fall ein großer Dienst für den Meißner. Die Lokution wahrt Dietrichs *honor* – zumindest solange der situative Rahmen den Anwesenden demonstrative Einigkeit abverlangt. Anlass zu kontroversiellen Bewertungen mag geben haben, dass Dietrich frech aus der adligen Zuhörerschaft herausgehoben wird, regelrecht schaden konnte ihm dies jedoch nur bei Publikumsfraktionen, deren Wohlwollen auch mit jeder anderen Formulierung kaum zu gewinnen gewesen wäre. Annehmen darf man, dass auch Kaiser Otto IV. spannungslösende *hilaritas* durchaus willkommen war in einer Situation, wo er zwar Kaiser, aber bereits gebannt, der Kontrahent Friedrich II. bereits gewählt war.[81]

Versucht man die für das Meißnerlob postulierte Performation im *schimph*-Modus innerhalb des Walther'schen Sangspruchwerkes zu positionieren, so finden sich kaum Anknüpfungspunkte. Mutmaßen ließe sich darüber, ob auch in den bereits erwähnten Fällen ironischen Gönnerlobes[82] das *zwîvellop* nicht nur als ironische Form der Schelte verstanden werden kann, sondern auch als Indiz eines besonders nahen, freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Dichter und Gönner aufgefasst werden könnte, mit dem auch die Lizenz zum „Häkeln" einhergeht. Die Kaiserbegrüßung ist jedoch die einzige Spruchstrophe, in der Walther für Personen, von deren Anwesenheit man ausgehen kann, einen szenischen Rahmen entwirft, die Norm war die Einbeziehung des Publikums in Rollenspiele folglich nicht. Doch darf dies nach dem bisher Gesagten nicht verwundern, denn schließlich ist

der Autor spricht, die nach den Bedürfnissen, die durch den Vortrag auf Seiten des Publikums gestillt werden, und die nach der Funktion der Aufführung in der politischen Öffentlichkeit.

[79] Zum gleichen Schluss gelangte bereits Nellmann (Anm. 11, S. 42 f.), jedoch unter Annahme eines anderen Performationsmodus.

[80] Zur Bedeutung der aktionalen Elementarform des „offenbaere machens" im mittelalterlichen politischen Handeln vgl. Thum 1977 (Anm. 2), speziell S. 263 f.

[81] Ortmann spricht aufgrunddessen auch von einer „zweideutigen Adventus-Sitution" (Christa Ortmann: Zur Funktion der Walther-Rolle in Sangsprüchen mit *milte*-Thematik. In: Jan-Dirk Müller und Franz Josef Worstbrock [Hg.]: Walther von der Vogelweide. Hamburger Kolloquium 1988 zum 65. Geburtstag von Karl-Heinz Borck, S. 17–35, S. 33), denn auch die Versicherungen kaiserlicher Macht und fürstlicher Treue gegen Kaiser Otto IV. stehen in einem hinterfragenswürdigen Verhältnis zur Wirklichkeit. Für den Primärvortrag auf den gutbesuchten Hoftagen in Frankfurt und Nürnberg, wo Ottos Macht tatsächlich noch augenscheinlich war, ist die Deutung von L. 11,30 als *zwîvellop* für Otto jedoch unwahrscheinlich.

[82] L. 18,15; 20,4; 80,35; 84,14.

die Situation im Falle des Primärvortrages der Strophe L. 11,30 auch eine außergewöhnliche: Während der Großteil der politischen Sprüche Walthers von der Vogelweide Bezug nimmt auf offene Konflikte und als Propaganda, als Stimmungsmache, als Persuasion gedeutet werden muss, haben wir es hier mit einem gelösten Konflikt zu tun, mit einer Situation, in der die beiden Versöhnten anwesend sind, mit einem rituellen Rahmen, in dem von einem bestehenden Harmoniebedürfnis als Motivation zum Mitgehen seitens des Publikums und von anwendbaren Kommunikationsstereotypen als Rohmaterial für den Spruchdichter ausgegangen werden kann. Diese Spruchstrophe logiert in dieser besonderen Aufführungssituation also doch an einem pragmatischen *locus amoenus,* und sei es nur ein aus dem allgemeinen Wunsch danach entstandener. Damit rückt auch der ephemere Charakter des spielerischen Umganges mit *lurzheiten* in den Blickpunkt, denn um als geselliges Kommunikationsspiel funktionieren zu können, bedarf dieser sowohl der Anwesenheit der Beteiligten wie auch der lebendigen Erinnerung an die Gegnerschaft des Meißners, weiters der Tatsache eines kürzlich erst geschlossenen Bündnisses, und schließlich auch der Gegenwart eines entsprechend informierten Publikums: Diese Bedingungen für Walthers Kommunikationsspiel waren noch einmal auf dem Hoftag in Nürnberg zu Pfingsten (13./14. Mai) 1212 gegeben.[83] Bei jeder anderen Aufführung – sei es in zeitlicher Ferne, sei es vor nicht involviertem Publikum – folgt die jeweilige Performation bereits anderen Gesetzen, aufgrund der situationsbedingten Publikumserwartungen gelangen andere Deutungsnormen als beim Primärvortrag zur Anwendung, und somit wird das Meißnerlob zu einer anderen Handlung,[84] das Kommunikationsspiel wird nun als Aussage verstanden.

Die Primärperformation des Meißnerlobs lässt sich anhand eines dreistufigen Handlungsmodells darstellen: Das Lob, an sich eine Äußerung mit Wahrhaftigkeitsanspruch, wird hyperbol gestaltet und gerät somit zur potenziellen *lurzheit*,

[83] Die Datierung des Spruches auf den Reichstag in Frankfurt im März 1212 geht auf Wilmanns zurück, der sich gegen eine Erstaufführung auf dem Reichstag in Nürnberg im Mai 1212 aussprach mit der Begründung „welchen zweck hätte Walther haben können wenn er erst damals mit seinem lobe des Meißners hervorgetreten wäre, erst damals den Kaiser belehrt hätte, wie ehrerbietig die fürsten seine ankunft erwartet hätten, als Otto schon zwei monate in Deutschland war, in Frankfurt einen stark besuchten reichstag abgehalten und persönlich mit dem Meißner unterhandelt hatte“ (Wilhelm Wilmanns: Zu Walther von der Vogelweide. In: ZfdA 13 [1867], S. 217–288, S. 258). Nachdem Walthers Rolle mittlerweile anders gesehen wird, ist auch die Aufführung in Nürnberg sinnvoll und möglich. Hucker (Anm. 12, S. 289) nimmt sie als gewiss an.

[84] Vgl. Anm. 12. Auch Sonja Kerths Sichtung der Adynata-Verwendung im Sangspruch (Twerher sanc. Adynata in Sangspruchdichtung und Minnesang. In: Horst Brunner und Helmut Tervooren [Hg.]: Neue Forschungen zur mittelhochdeutschen Sangspruchdichtung [= ZfdPh Sonderheft 119, 2000], S. 85–98) führt zu dem Ergebnis, dass offensichtlich Unwahres so gut wie immer herangezogen wird, um in konservativ-affirmativer Tendenz die Notwendigkeit der Verwirklichung der dahinterstehenden positiven Ordnung zu betonen. Leider lässt sich die Kaiserbegrüßung nicht in die untersuchten Textsorten – didaktische Strophen, Unsinnsdichtung und Minnelieder – einordnen.

diese wird wiederum instrumentalisiert in einem spielerischen Scherz. In die Gegenrichtung abgeschritten, liefert dieses Handlungsmodell ein dreistufiges Deutungsmodell des Meißnerlobes: Vor dem Hintergrund beigelegter Feindseligkeit, einer allgemeinen Erwartung von *hilaritas* und der Wirksamkeit entsprechender Kommunikationsnormen ist das übertriebene Lob *schimph,* verbindende scherzhafte Thematisierung von Feindschaft, ein Spiel, in dem aggressive Handlungen nur als Zitat auftauchen. Fallen die Durchführungsbedingungen für den Scherz-Modus weg, so steht der propositionelle Gehalt des Lobes im Widerspruch zur Wirklichkeit, was zu Deutungen etwa als Lüge, als Versprechen für die Zukunft, als Hohn oder Rüge einlädt. Dieses Spektrum an Auffassungen ist verständlich als Interpretationen des als solches nicht mehr kenntlichen Kommunikationsspieles aus dem *schimph*-Paradigma unter Zugrundelegung der im Falle eines ungelösten Konfliktes bestehenden Handlungsparadigmen. Welches Deutungsmuster im einzelnen Falle bevorzugt wird, hängt vom Verhältnis des Publikums zum Gelobten und von der Einschätzung des Wirklichkeitsbezuges des Lobes ab. Die wichtigsten der sich aus den denkbaren Kombinationsmöglichkeiten ergebenden Handlungsaspekte des Meißnerlobes wurden bereits von Müller benannt:[85] Für ein freundliches, aber informiertes Publikum handelt es sich um eine erlaubte politische Heuchelei, für ein Dietrich gegenüber negativ eingestelltes und informiertes Publikum um einen sublimen Hohn. Bei Unkenntnis der Diskrepanz zwischen dem Behaupteten und der Wirklichkeit ist das Lob schließlich wieder eine ernsthafte und wahre Aussage über die Wirklichkeit, für ein dem Meißner gewogenes aber ahnungsloses Publikum stellen Walthers Worte eine Verteidigung dar.

Der Großteil der heterogenen, einander mitunter scharf widersprechenden bisherigen Deutungen des Meißnerlobes lässt sich somit verstehen als Analysen jeweils verschiedener Performationen in unterschiedlichen Rezeptionskontexten, und zwar innerhalb des Zeitraumes, in dem Dietrich noch auf der Seite Ottos IV. stand. Die Auffassung eines Dietrich wohlwollenden Publikums, das eine mögliche Ironie zu überhören gewillt ist, findet Ausdruck in den Deutungen Nellmanns, Noltes und Beins,[86] während die Deutungen, zu der eine feindliche Publikumsfraktion gelangen konnte – Skepsis, Hohn, Schadenfreude – das historische Korrelat der Interpretationen von Audretsch, Wilmanns und Hofmeister[87] darstellen. Das ahnungslose, dem Dichter für jede Information dankbare Publikum schließlich lässt sich als Folie anführen, vor der die Deutungen Burdachs und Hattos[88] (bei ihm gilt Dietrich als in Ottos Augen unschuldig) heurisische Relevanz gewinnen. Sobald aber die grundsätzlichen historischen Bedingungen der Kaiserbegrüßung nicht

[85] Anm. 29, S. 167.

[86] Anm. 11, 34 und 13.

[87] Anm. 21 und 15.

[88] Anm. 14 und Arthur Hatto: Die Ottonischen Gedichte Walthers von der Vogelweide. Eine neue Interpretation (1949). In: Siegfried Beyschlag (Hg.): Walther von der Vogelweide. Darmstadt 1971, S. 230–250, S. 246.

mehr gegeben sind, gerät die Strophe in eine andere Textsorte. Nach dem Abfall Dietrichs von Meißen von Otto IV. und dessen fortschreitenden Machtverlust[89] mag die Kaiserbegrüßung zunehmend – und zwar mit wachsender Deutlichkeit und ebensolcher räumlicher Verbreitung – als Spottlied gedient haben. In diesem Zeitraum kann die Interpretation von Wells Gültigkeit beanspruchen: "In the case of the Ottonian strophes, their popularity was accompanied by increasing evidence of the emperor's declining power, and the discrepancies suggested by the protestations of his divine strength must have grown ever more apparent, as must the implication that Dietrich of Meissen's loyalty was about as reliable as that of the devil, for any observer who had followed his family's shifts of allegiance in previous years."[90] Genau diese Deutungsmöglichkeit könnte – wenn man solcherart spekulieren darf – den bleibenden Erfolg des Spruches begründet haben, der „Engel" könnte dabei durchaus zum running gag geworden sein.

Nach Sichtung des reichen Spektrums an möglichen Rezeptionsvarianten bleibt jedoch zweifelhaft, mit welcher Intention Walther von der Vogelweide die letzten drei Verse der Kaiserbegrüßung in einer Form gestaltet hat, die in sich derart gegensätzliche Deutungsmöglichkeiten angelegt trägt. Drückt sich in der Verwendung eines Kommunikationsspieles, das auf mehr oder minder verhohlener verbaler Aggression beruht, Skepsis gegenüber Dietrich oder Otto aus, oder stellte die Ironie eine Form des Selbstschutzes seitens des Spruchdichters dar? War die Möglichkeit des Scheiterns des *schimpfes* ein kalkulierbares Risiko, gar intendiert, oder lieferte Walther bloß die perfekte sprachliche Entsprechung zu einer politischen Situation, die – wie die gewählte Sprachform – ebenfalls auf der Kippe stand? Hiermit wären wir – auf einer anderen Ebene – doch wieder auf die alte Frage hinsichtlich Waltherschen *zwîvellobes* zurückgeworfen: Was meint er nun, *wîp* oder *frouwe* – und wozu diese Mehrdeutigkeit?

---

[89] Nach Friedrichs Krönung am 9. Dezember 1212 in Mainz, der Huldigung durch Böhmen, Mähren, Österreich am 2. Februar 1213 (Machtverlust Ottos im Südosten), der Schlacht von Bouvines am 27. Juli 1214 (Machtverlust Ottos im Nordwesten), der Absetzung durch das 4. Laterankonzil, der Einnahme Aachens durch Friedrich II. am 24. Juli 1215, dem Abfall der Kölner und Bremer Bürger von Otto im folgenden Jahr, bis zu Ottos Tod am 19. Mai 1218.

[90] Wells 1978 (Anm. 21), S. 493.